

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 20

Gießen, Freitag den 22. Mai 1914.

6. Jahrgang

Sozialistische Erziehung im Hause.

Vor kurzem besprachen wir die wichtige Informationschrift der Genossin Zieg, „Gewinnung und Schulung der Frau“. Hierbei wiesen wir darauf hin, wie die Partei zur Unterstützung und Vertiefung unserer Frauenbewegung eine ganze Broschürenfolge schafft unter dem Uebertitel „Sozialdemokratische Frauenbibliothek“.

Verusene Autoren besprechen darin im sozialistischen Lichte allerlei wichtige Gesellschaftsfragen, die die Frauen insbesondere berühren.

In einer der letzten dieser Broschüren richtet nun Käthe Dunder seine, verständliche Worte an die Eltern — und besonders an die Mütter —, um die Kindererziehung im sozialistischen Geiste zu beeinflussen. Die Schrift trägt den Titel

„Sozialistische Erziehung im Hause“.

Es liegen ihr Gedankengänge zugrunde, die in einer Reihe von Jahren in Diskussionsabenden mit Genossinnen noch vertieft wurden und zur Reife kamen und dann auf der 5. Frauenkonferenz 1908 in Nürnberg von der Verfasserin vorgetragen wurden. Ueber den Rahmen ihres damaligen Referats ist aber ihre jetzige Schrift weit hinausgewachsen.

Sie geht von dem Grundsatz aus, daß als der wichtigste Erziehungsfaktor immer noch die Familie, das Haus da steht. Mag die Schule noch so wichtig sein — sie spielt die Hauptrolle nur in der geistigen Ausbildung; für die eigentliche Erziehung, d. h. die Charakterbildung, kommen die Eltern, kommt die Familie, das Haus hauptsächlich in Frage.

Die alte Familie der Vergangenheit, die Bauernfamilie auf dem Lande mit ihrer Welt von Haus und Hof, Stall und Scheuer, Garten und Feld, die kleine Handwerkerfamilie in der Stadt mit ihrer innigen Verbindung von Haus und Werkstatt, alles Lebensgemeinschaften, in denen die Kinder von früh an die Eltern bei der Arbeit sahen, in denen sie neben den Eltern in nachahmendem Spiel, dann mit bewußtem Ernst die kleinen Hände regten, in denen sie unter der Zucht der Eltern auf allen Wegen ihrer engen Welt behütet wurden — diese alten Produktions- und Konsumtionsgemeinschaften, in denen der Kinderarbeit nicht die körper- und geisttötenden Gefahren der heutigen kapitalistischen Kinderarbeit anhafteten, sind längst untergegangen. „Aus der Handarbeit ist die Maschinenarbeit, aus der Werkstatt die Fabrik geworden; Wohnung und Arbeitsstätte sind getrennt, die Arbeit ist aus dem Gesichtskreis der heranwachsenden Jugend gerückt. Sie verbirgt sich hinter himmelhohen Mauern, sie ist eine Welt für sich, in die das Kind nur selten hineinblickt. Es bekommt allenfalls die Rohprodukte und die fertigen Erzeugnisse der Arbeit zu sehen. Den Menschen bei der Arbeit sieht es nicht, und der stärkste Erziehungsfaktor ist damit ausgeschaltet.“

Als unter dem Kapitalismus die produktive Arbeit das Heim verließ, zog sie die einzelnen Familienglieder nach sich. Zuerst den Vater. Ihm bleiben in fast allen Klassen der Gesellschaft zur erzieherlichen Beeinflussung seiner Kinder nur die Sonntage und ein paar müde Abendstunden übrig. In zahllosen Familien muß auch die Mutter der Erwerbsarbeit außer dem Hause nachgehen. In jeder Beziehung ist es schwerer

geworden, der elterlichen Erziehungsaufgabe gerecht zu werden — schwerer, während zugleich die Anforderungen an den jungen Menschen außerordentlich gestiegen sind. „Allein durch das großstädtische Leben, durch die weiten Schulwege bei dem stets wachsenden Verkehr ist das Kind weit früher auf sich selbst gestellt. Die Schaufenster, die Automaten, die Kinematographen bergen gar vielseitige Versuchungen und sittliche Gefahren. Vor allem das frühe Eintreten in das Erwerbsleben außer dem Hause, das den kaum der Schule Entwichenen oft schon wirtschaftlich unabhängig macht, setzt ein hohes Maß von Selbständigkeit, von sittlicher Festigkeit und Reife voraus.“

In diesem Zusammenhang klingt gar überzeugend die Forderung der Verfasserin, durch Verkürzung der Arbeitszeit beiden Eltern wieder die Zeit zu geben, sich ihren Kindern zu widmen, die Forderung nach umfassender Wohnungsreform, nach pädagogischer Vorbildung beider Geschlechter, die mit der Fortbildungsschule zu verknüpfen wäre.

Aber dann legt die Verfasserin dar, wie die Eltern trotz aller sozialen Ursachen der Erziehungsnot die erzieherischen Fragen gegenüber nicht mit unsemern allgemeinen Kampf um eine bessere Gesellschaftsordnung begnügen sollen. Ausgehend von ihrem eingangs erwähnten Grundsatz: Das Haus ist der stärkste Erziehungsfaktor, zeigt sie die Notwendigkeit und gibt dem gewandelten Elternhaus auch die Wege an, die Kinder von heute mit der Moral und dem Geiste unserer Bewegung zu durchdringen. Sie zeigt die elterliche Verpflichtung, sich des Alkohols usw. zu enthalten, gibt über die körperliche Erziehung praktische Ratschläge, um möglichst gesunde, kräftige Menschen zu erziehen. Im Anschluß daran betritt sie das Gebiet des Geschlechtlichen in der Erziehung — ein Boden, auf dem die heutige Gesellschaft unter altüberlieferten Einflüssen in ganz verkehrter Weise verfährt und auf dem auch unsere Genossinnen wohl vielfach eine ganz enge, unbeholfene und schiefe Stellung einnehmen.

Es ist ganz unmöglich, im Rahmen dieses Artikels dem Inhalt der feingehaltener Schrift gerecht zu werden. Nur hinweisen wollen wir auf sie und das Interesse unserer Genossinnen auf sie lenken. Die Verfasserin wünscht, daß die Schrift kapitelweise an den Diskussionsabenden gelesen wird, und zwar so, daß eine Vorleserin vorliest, während die übrigen nachlesen, daß also alle Teilnehmerinnen ein Exemplar der Schrift in Händen haben. In jedes Kapitel kann eine Diskussion ansetzen. Ergeben sich dabei Unklarheiten oder tauchen entgegenstehende Meinungen auf, wird die Verfasserin den Leitern der Diskussionsabende dankbar sein, für die Uebermittlung solcher Erfahrungen. Mit ihrer Hilfe würde es möglich werden — sofern sich das als notwendig erweisen sollte —, in späteren Auflagen die Schrift immer vollständiger den Bedürfnissen der proletarischen Frauenwelt anzupassen.

Wie alle bisher erschienenen Broschüren der Sozialdemokratischen Frauenbibliothek, so wird auch diese bei Massenbezug durch die Organisation von der Buchhandlung Vorwärts zum Preise von 8 Pfg. geliefert.

Der internationale Mädchenhandel.

In den letzten Wochen sind wieder zahlreiche Mädchenhändler in den verschiedensten Teilen des Deutschen Reichs und in Oesterreich verhaftet worden. So wurde in Leipzig ein Kellner namens Vetter verhaftet, der Mädchen aus Sachsen nach Hamburg verschleppte, in Nürnberg auf dem Hauptbahnhof eine Mädchenhändlerin, welche drei Mädchen nach Leipzig bringen wollte, in Gnesen ein Deutsch-Amerikaner, der als Heiratsstandidat auftrat und Tochter von deutschen Ansiedlern nach Amerika locken wollte. In Trarbach in Salzburg wurde der Kroat Drancanowic dingfest gemacht, der nach polizeilicher Ermittlung bereits 15 Mädchen aus der dortigen Gegend unter allerhand Versprechungen verpflichtet hatte, nach Amerika auszuwandern. Die Strafkammer in Ventchen in Oberschlesien verurteilte erst vor kurzem den internationalen Mädchenhändler Lubelski aus Mysłowiz zu mehrjähriger Gefängnisstrafe, bei seiner Stellung als Vertrauensmann der preussischen Auswanderer-Kontrollstation in Mysłowiz und der dortigen Frachtgesellschaft mißbraucht hatte, um einen schwunghaften Mädchenhandel aus Rußland und Oesterreich über Deutschland nach Amerika zu betreiben.

In keinem verbrecherischen Geschäftszweige, selbst nicht einmal bei der Geheimfabrikation von Rubel- oder Dollarnoten, beim organisierten Bankdiebstahle, beim gewerbsmäßigen Ausplündern von Uhren- und Juwelenläden wird soviel Geld „verdient“ wie beim Mädchenhandel. Der Gewinn ist ein ganz enormer, und viele dieser Gauner können sich, trotz der außerordentlich luxuriösen und verschwenderischen Lebensweise, welche sie führen, oft schon nach einer Geschäftstätigkeit von einem oder anderthalb Duzend Jahren als reiche Leute zur Ruhe setzen. Ein gewisser Scheiner, der aber Duzende von Pässen auf allerhand Namen besitzt und der sich bald als Spanier, bald als Italiener, Schweizer oder Brasilianer ausgibt, wurde vor mehreren Jahren wegen zahlreicher schwerer Verbrechen in Buenos Aires ins Gefängnis geworfen. Während seiner Haft verlor er etwa 300 000 Franken. Scheiner war aber imstande, diesen Verlust zu verschmerzen. Ein Kollege Scheiners, der „berühmte“ Mädchenhändler Lazar Schwarz, welcher die letzten Jahre sich viel in Budapest, Genoa und Alexandrien (Aegypten) aufhielt, „verdiente“, wie behördlich nachgewiesen worden ist, bei einer kurzen etwa dreiwöchigen „Geschäftsreise“ von Ungarn nach Kairo nicht weniger als 12 000 Franken. Lazar Schwarz ist in jeder Beziehung ein Genie. Er spricht zwölf Sprachen, nämlich ungarisch, deutsch, griechisch, arabisch, türkisch, italienisch, französisch, russisch, portugiesisch, spanisch und persisch. In Legitimationspapieren besitzt Lazar Schwarz mindestens 17 Stück auf die verschiedensten Namen. Er führt türkische, portugiesische, serbische, amerikanische Pässe usw. bei sich und kann sich ganz nach Belieben einmal als „Ibrahim Essendi“, das andermal als „Don Gomez“, dann wieder als „Josef Kay“, als „Israel Margowitsch“ usw. ausweisen. Frau Julie Rosenfeld, welche früher vorzugsweise in Temesvár, Budapest, „operierte“ und ihre Ware hauptsächlich nach Bukarest und Konstantinopel lieferte, hatte bei einem ungarischen Bankhause längere Zeit etwa 200 000 Kronen stehen. Als sie einmal in der Nähe von Temesvár polizeilich festgenommen wurde, trug sie eine mit Diamanten besetzte goldene Uhr, die einen Wert von einigen Tausend Kronen hatte. An den Fingern hatte sie über ein halbes Duzend kostbarer Diamantringe stecken. Der Mädchenhändler Grinbaum, der hauptsächlich nach Konstantinopel, Saloniki, Smyrna und Kairo exportierte, legte seine Gelder der Sicherheit halber in englischen Banken nieder und war überdies in London Hausbesitzer. Seit einiger Zeit scheint sich Grinbaum vom „Geschäft“ zurückgezogen zu haben und als Rentner zu leben.

In Chicago befinden sich die verrufensten Quartiere, wo diese Mädchenhändler täglich zu tun haben, in der Nähe des Stadthauses, der Justiz- und Polizeibehörden, der Hauptpost, der Telegraphenbureau, der Börse und der Zeitungspaläste. Aber keine Hand rührt sich, um diesem Skandal ein Ende zu machen. Am aller schlimmsten sieht es in Zentral- und Südamerika aus, wo die bestochene Polizei sehr oft direkt gegen die verkauften hilflosen Geschöpfe Partei ergreift. Es kommt noch heute vor, daß, sobald Konsuln oder Private irgend ein Mädchen aus den Krallen dieser Verbrecher befreien wollen, die Polizei einfach den Mädchenhändlern Hilfe leistet, um solch armes Geschöpf für einige Zeit „unsichtbar“ zu machen, wie der Geschäftsausdruck lautet. In Zentral- und Südamerika wird der Schacher noch ganz offen betrieben. Dieser erfolgt übrigens dort, wie überall, nach streng geregelten „kaufmännischen“ Grundzügen. Die großen Händler verfügen über Duzende von Untergentgen und Untergentinnen. Es ist auch gar nichts Seltenes, daß beispielsweise in England, Frankreich und andern Ländern die Inhaberinnen sogenannter Gouvernantenheime, kleiner Theaterschulen und ähnlicher Institute indirekt Lieferantinnen für diese großen Händler sind. Diese Frauen spielen stellenlose und bei ihren Quartiergeberinnen verschuldete Gouvernanten, ferner angehende Schauspielerinnen, die aber auch nicht einmal an einer kleinen Bühne Anstellung finden können, den Verbrechern in die Hände. Auch sind viele Inhaber von Heiratsbureaus, besonders in Amerika, nichts anderes als Vertreter dieser großen Händler, die von irgend einem gut gewählten Verfiend aus und mit Hilfe entsprechender Kapitalisten ihr Geschäft durch zahlreiche Hände betreiben lassen. Auch viele Heiratschwinder, welche hübsche und arme Mädchen heiraten und mit diesen sich dann ins Ausland begeben, wo die Verräter angeblich ihr Domizil haben, führen diese armen Opfer den Mädchenhändlern direkt zu. Von diesem Augenblicke an bleibt dann der künge „Ehemann“ spurlos verschwunden. In Amerika entführten früher vielfach hübsche junge Männer, die im Solde dieser Händler standen,

junge Mädchen, denen die Entführer die Ehe und Trauung in der nächsten großen Stadt versprochen hatten. Dort angekommen, verließ aber regelmäßig der „Bräutigam“ seine „Braut“ und das übrige braucht nicht weiter geschildert zu werden.

Die feindlichen Kinder Richard Wagners.

Gegenwärtig spielt sich ein Streit in der Familie Richard Wagners ab, der in seiner Kleinlichkeit und Philisterhaftigkeit in seltsamem Kontrast zu der „künstlerisch freien“ Auffassung Wagners in familiären Dingen steht.

Wie im Nibelungenring Wagners Siegmund mit Sieglinde, der Gattin seines Gastgebers Hunding, die Ehe bricht, so hat Wagner selbst auch mit seiner späteren Frau Cosima, als diese noch legitime Gattin Hans von Bülow's war, die Ehe dieses Freundes gebrochen. Aber wenn jenem Ehebruch nur ein Siegfried entsprang, so diesem außer einem Siegfried auch noch eine Isolde und eine Eva. Und wenn jener Siegfried der Dichtung gegen den gierig auf seinen Schätzen liegenden Drachen in den Kampf zog, so kämpft dieser gegen seine eigene Schwester, weil sie seine Schätze vielleicht um ein paar tausend Mark jährlich beeinträchtigen könnte.

Dabei könnte man an der Energie, mit der sich die unlegitimen Kinder Wagners — aller gut bürgerlichen Sittlichkeitsauffassung zum Trotz — darum reihen, auch offiziell als Kinder Wagners anerkannt zu werden und nicht als solche des legitimen Vaters ihrer Mutter, seine helle Freude haben (die Tochter Isolde führt deshalb jetzt gerichtlichen Prozeß gegen ihre eigene Mutter), wenn eben die materielle Frage nicht allzustark in die Angelegenheit hineinspielte. Es wirkt wie Fronie des Geschicks: der Fluch des Nibelungengoldes, das Wagner seiner Familie hinterlassen hat, wird aktuell.

Bei der Verhandlung des Bayreuther Landgerichts am 17. April, das Feststellen soll, ob der Vater von Frau Cosimas Tochter Isolde Hans von Bülow oder Richard Wagner ist, wurde erwähnt, daß dieser jedem seiner Kinder eine jährliche Rente von 30 000 Mk. ausgesetzt habe. Neuheren Anlaß zu dem Familienstreit gaben Mißhelligkeiten zwischen Siegfried Wagner und dem Vatten Isolde's, des Kapellmeisters Franz Weidler, dem jener vorwirft, übermäßigen Aufwand getrieben zu haben. Der Vertreter von Frau Cosima, Justizrat Dr. Troll, schrieb dann weiter — wie die Gegenpartei behauptet — im Auftrage von Jung-Siegfried einen Brief an „Frau Isolde Weidler, geborene von Bülow“, worin er ihr mitteilt, daß sie bisher „freiwillig gewährte Subsidien“ erhalten habe und daß keine „rechtl. Gebundenheit der Auftraggeber“ bestehe. Der künftige Bezug dürfte 22 000 Mk. jährlich nicht übersteigen. Bei dieser Maßnahme stützt sich die Siegfriedpartei auf die recht unwagenerische Begründung, daß Isolde am 10. April 1865 geboren worden sei, als der Hausstand von Hans Bülow mit seiner Gemahlin Cosima noch bestand.

Dem erwidert Frau Isolde, daß sämtliche Kinder Cosima Wagners während ihrer Ehe mit Hans von Bülow geboren wurden. Sie beruft sich ferner auf Aussprüche und Niederschriften von Richard Wagner, Vizt, ja selbst von Frau Cosima, die zeigen, daß sie von diesen als Tochter Wagners betrachtet wurde. Unter anderem verweist sie auf folgendes hübsche Gedicht, das ihr Wagner an ihrem fünfzehnten Geburtstage widmete:

Vor 15 Jahren wurdest du geboren,
Da spitzte alle Welt die Ohren.
Man wollte „Tristan und Isolde“,
Doch was ich einzig wünscht' und wollte,
Das war ein — Töchterchen: Isolde!
Nun mag sie 1000 Jahre leben,
Und „Tristan und Isolde“ auch daneben!
Vivat Hoch!

Während so Wagner in dichterischem Freudenjahwunge und mit stolzem Vatergefühl sich zu seinem Töchterchen bekennt, will die Mutter heute einen Eid nehmen, daß dem nicht so sei.

Das Gericht beschloß, Beweis zu erheben, ob in der Zeit vom 12. Juni 1864 bis 12. Oktober 1864 Frau Cosima und Hans von Bülow in häuslicher Gemeinschaft gelebt haben, bezw. ob in dieser Zeit zwischen ihnen kein Verkehr, insbe-

sondere keine eheliche Weimohnung stattgefunden hat. Darüber soll die damalige Wirtschaftsdame im Hause Bülow's vernommen werden.

Und das alles wegen Lumpiger paar tausend Mark? — Bedenken die feindlichen Geschwister und Frau Cosima nicht, wie erwünscht das Ganze allen jenen Spießern ist, denen die Kindererzeugung außerhalb der amtlich abgestempelten Liebe das schwerste sittliche Verbrechen ist?

Kinderphantasie.

Mariechen und Franzel spielten Kirchgang. Mariechen mimte die Frau Pfarrer. Das war für ein kleines Mädchen wie sie die begehrtesten Position im Dorfe, denn die Frau Pfarrer war schön, hatte lockiges Haar, feine Kleider und ein vornehmes Auftreten. Die Frau trug natürlich auch einen Hut. Darum hatte sich Mariechen einen großen Puppenrock über das wirre Gelock gezogen. Mutters Küchenschürze hina ihr über die Schultern und wurde mit viel Granbezza über den Fußboden geschleppt. Franzel hatte Vaters Hauskäppi aufgestülpt und als Chorrock Mutters Unterrock übergeworfen mit dem Schlitze nach vorn. Die nach Bewegungsfreiheit ringenden Hände des Bubens hatten hier schon eine bedenkliche Erweiterung geschaffen. „Hast du auch einen Nagel und Hammer im Rod?“ fragte die Frau Pfarrer. „Wozu?“ „Na, um den Kindern, die vor der Kirche Spektakel machen, einen Nagel in den Kopf zu schlagen; das tut doch der Pfarrer. Hier, nimm den Bleistift. Der ist spit und grade so groß wie einer von des Pfarrers Nägeln. Und das hier wär' Dein Hammer.“

„Jawohl, aber nur für Spas“, sagte der Pseudopfarer und steckte Bleistift und Holzstift in die Hosentasche, was sich nicht ohne Gewalt bewerkstelligen ließ. Dann schritten die beiden in feierlicher Prozession durch die Stube. Mariechen hatte Mutters Kochbuch, Franzel das Kirchengesangbuch in der Hand, verkehrt natürlich.

„Nu sang an zu singen!“ gebor er und Mariechen stimmte mit dramatischem Augenanschlag an: Nach Hause, nach Hause spricht er und läuft so schwer.

Franzel fiel ein. „Du darfst aber nicht so hoch singen, Franzel. Die Männer singen doch anders als die Frauen. Hör mal zu!“ Sie pflanzte sich vor ihm auf und qualte ihm ihren schönsten Bass vor.

Franzel machte es nach. Sobald sie aber wieder hoch sang, vergaß er seine männliche Würde und quiekte mit. Es dauerte eine ganze Weile, bis er fest genug im Ton war, und nun sangen die beiden, er tief, sie hoch, so laut und unrein, daß ein Hund hätte heulen mögen. Da drang ein Ton vom Hofe herauf, eine Drehorgel — und im Nu lagen die Bücher und die ganze Masterade auf der Erde und die Kinder stürzten die Treppe hinunter. Unten stand die Orgel auf einem Sesseln und der Orgelmann war in der Nachbarhaft Geld einsammelnd.

„Siehste“, deutete Mariechen auf die bunten Bilder an der Orgel: „Was schöne Frauen und Engeln. Die eine hat ein Kleid an wie der Himmel und die andere wie lauter Rosen, und wenn der Orgelmann dreht, dann tanzen sie inwendig drin herum und singen: drum klingel das so schön.“

„So?“, sagte der Bruder, „und wenn wir drehen?“

„Probier's mal!“

„Dann krieg ich meine Keile. Dreh Du!“

„Dummkopf! fah an. Wir drehen zusammen.“ Und die beiden Kinderhände fingen langsam an, den Hebel zu drehen — nur einmal herum: es gab wahrhaftig einen Ton! Dann liefen sie erschrocken die Arme sinken, denn der Orgelmann kam zurück. Er hatte gute Einnahmen gehabt und war garnicht böse.

„Weißte was?“ schlug jetzt Mariechen vor: „Wir spielen mal Herr und Dame und machen Besuche.“

„Was soll ich denn da machen?“ fragte der Bub.

„Nach mir nur alles nach und komm!“

Sie schob ihren Arm in den seinen, und nun ging's von Haus zu Haus. Ueberall klopfen sie an und sagten beim Eintreten höflich guten Tag mit einer Verbeugung. Man begrüßte sie überall halb erstaunt, halb belustigt.

„Wie geht es Euch?“, fragte der kleine Besuch.

„Danke gut! Euch auch?“ „Jawohl! Adieu!“ Damit wandten sie sich nach einer Verbeugung wieder der Türe zu. Manche Leute brummen hinter ihnen her, manche fragten: „Wollt Ihr denn schon wieder gehen?“ Alle aber lachten sie. Eine Frau gab jedem ein Stück Zucker, eine andere einen Apfel und in einem Laden bekamen sie Bonbons. Man konnte das natürlich nicht ausschlagen.

Als sie wieder einmal auf die Straße traten, fiel wie silberne Perlenschnüre ein Sonnenregen nieder. Mariechen haschte jauchzend nach den glitzernden Tropfen. Die Köpfe flimmerten in der Sonne und die Augen strahlten vor Glück. Der Bruder, der es vorgenommen hatte, sich unter einen schützenden Baum zu stellen, schaute, ein Auge zugelnissen, dem tangenden Schwesterchen zu und dachte an ein Märchen, das die Großmutter erzählte. Langsam trat er unter dem Baum hervor, da traf ihn ein Tropfen auf die Nase und er zog sich schleunigst in seine geschützte Stellung zurück.

„Wenn Du nah nach Hause kommst“, warnte er, „gib's Keile.“

„Und wenn es einschlägt und der Baum fällt auf Dich, dann gehst Du tot.“

„Wie kann es denn einschlagen, es ist ja gar kein Gewitter. Hörst Du es etwa donnern? Ueberhaupt, Ihr Weißleute habi

gleich so e Zucht. Ich, ei ich war neulich mal im Walde, da gab's einen Wolkenbruch.“

„Einen Wohltenbruch?“

„Jawohl, da fallen die Wolken auf die Erde.“

„Das glaub ich nicht. Dann wärst du ja totgegangen, wenn so eine Wolke auf dich gefallen wäre.“

„Ja, das war auch eine kleine, so groß wie ein Kopflissen und ganz leicht. Ich hab sie aufgehoben, bin mit der Leiter hinauf gestiegen und hab sie wieder hingehängt. Du, du wärst einfach davon-gelassen.“

„Sei nur still! Wie du dich neulich im Walde verirrt hast und der Vater hat dich suchen müssen, da hast du doch auch gekennt.“

„Garnicht! Ich war einem Hirsch begegnet, so groß wie die am Platier Schloßchen sind. Der hat sich ganz breit vor mich hingestellt. Meinst du vielleicht, ich wär fortgelaufen? Ich hab ihn an den Hörnern gekriegt und hab ihn gehörig herumgezauelt.“

„Es regnet nicht mehr. Komm wir wollen gehen. Ach ein Regenbogen, hätten wir doch dahingeguckt, wie sie den herausgestellt haben.“

Sie machten noch einen Besuch und als sie wieder auf die Straße traten, war auch dieses Himmelswunder verschwunden.

„Wie sie nur den großen Bogen wieder hereingekriegt haben?“ fragte das Schwesterchen und Brüderchen versicherten:

„Da nehmen sie eine große Zange, packen oben an und ratsch, wird er hereingezogen. Natürlich helfen da alle Engel mit.“

Mutter war sehr empört, als sie mit vollen Händen nach Hause kamen. Franzel hatte auch noch sein Taschentuch verloren.

„Na sieh mal einer den Kerl an, was der für einen Buzemann in der Nase hat.“

„Zeig! zeig!“ rief interessiert das Schwesterchen, bückte sich nieder und sah von unten her in den Gesichtshornstein des Bruders. Wahrhaftig, ein schwarzes Leiterchen stand darin und ein winziges Schornsteinfegerlein kletterte daran herauf. Aber schon hatte die Mutter das Wunder vernichtet.

Franz mußte sich in einer Ecke des Zimmers hinsetzen und Mariechen in Großmutter's Stube. „Denk euch mal an, Großmutter, das Beitelvolk hat im Dorf herumgesofht.“

Mariechen sah nach der Wand gefehrt, während die Großmutter am Fenster saß und strickte. An der Wand hing ein eingerahmter Spruch und ein Bild war darauf: ein Grab und ein Kreuz. Mariechen schaute in Gedanken in das kleine Grab hinein. Darin war ein kleines Särgelein und in dem Särgelein lag ein kleines Menschlein noch kleiner als Mariechen's kleines Fingerchen, ganz nackt und so still, wie der Großvater gewesen war, als er im Sarge gelegen. Unter dem Bilde war ein Stück Tapete losgerissen, so weit als Mariechen's Fingerchen von ihrem Sitz aus reichen konnten. Das hatte sie so nach und nach abgeplückt, wenn sie zum Essen gehen verurteilt war und hatte oft Keile dafür gekriegt. Heute aber wollte sie die Finger davon lassen. Das war eigentlich eine Figur, eine Frau mit einer Kittelbari und einer Hochfrisur. Nur der eine Arm war etwas zu kurz und schon streckten sich die Fingerchen aus, um etwas nachzuhelfen.

„Mariechen“ sagte die Großmutter da: „Komm mal her!“ und sie setzte sich auf Großmutter's Fußschemel nieder. Hinter Großmutter's Lehnsessel war ein Eckbrett an der Wand mit Perlenranken behangen. Auf dem Eckbrett stand ein Männchen, das der Großvater aus Tannenhühelchen zusammengefest hat.

„Großmutter!“ sagte das Kind bellommen: „Warum habt ihr das Hühelmännchen nicht auch in den Sarg gelegt, es ist doch tot jetzt.“

„Was sagst du mein Kind, das Hühelmännchen? Wie kann das jetzt tot sein, es hat doch nie gelebt. Die Sachen sind doch alle tot.“

„Die sind nicht tot“, begehrte das Kind auf. „Das Männchen auf dem Kommode mit dem Blumenwagen, das ist doch auch nicht tot. Da guck doch, das macht doch einen Schritt und lacht doch ein bißchen. Der Großvater hat doch auch gelebt, und wie er tot war, da war das Hühelmännchen auch tot, ganz tot, wie der Großvater — warum hat ihr es nicht mitbegraben.“

„Komm“, sagte die Großmutter und drückte den Kopf des Kindes in ihren Schoß nieder. Es schloß die Augen und blieb ruhig liegen. Großmutter hob es leise auf und legte es in ihr Bett auf das braun und weiß aewürfelte Kissen. Mariechen hielt die Augen noch immer geschlossen und kuschelte sich hinein. Bald aber hob es den Kopf und sah die Großmutter an.

„Großmutter, du hast ja auch einen Schmieb im Kopflissen. Er hat ein braunes Schurzfell an, meiner hat aber ein weißes.“

Die Großmutter fühlte ängstlich nach dem Kopf des Kindes, der war ganz kühl.

„Glaubst du nicht?“ fragte die Kleine. „Leg man dein Ohr aufs Kissen, dann siehst du wie er klopf mit dem kleinen Hämmerchen immerzu.“

Die Großmutter schob ihren Stuhl an das Bett und legte den Kopf auf das Kissen. Sie war ganz aufgeregt über die Reben des Kindes, so daß ihr Puls laut hämmerte.

„Ach ja, Kind, ach ja, er klopf wirklich, das hatte ich noch garnicht gehört. Nur aber gehen wir zur Mutter und essen unseren Brei und dann gehen die Kinder in ihr Bettchen.“

Franzel hatte noch einmal Keile gekriegt, weil er Mutters Unterrock und seine Hosentasche zerrissen, den Bleistift verloren und beim Umblättern im Gesangbuch ein Blatt herausgerissen hatte. Großmutter mußte ihn erst hinter dem Fenstervorhang herausholen, wo er sich versteckt hatte.

„Großmutter, sieh mal“, er deutete nach der Mondschel: „Was ist denn das?“

„Das ist der Mond mein Kind.“

„Ne, Großmutter, der ist ja so blaß.“

„Ja, weil es noch so hell ist.“

„So?, Na aber — aber — den hab ich nicht kaput gemacht.“

beteuerte er, denn als er ihn zuletzt gesehen, war er rund und voll gewesen.

Großmutter brachte die Kinder zu Bett und als sie die schlafenden Köpfe auf dem weissen Kissen liegen sah, da nickte sie vor sich hin und lächelte dem kleinen Schmied mit dem weissen Schurzjell zu, der da im Kissen hämmerte.

„Klopft nur zu Meisterrchen, klopft nur zu, recht lang und gut.“ Dann ging sie in ihre Stube zurück und entkleidete sich, legte ihre weisse Schlafhaube auf und deckte sich mit der Decke zu, auf der die schönen Rosenmuster waren. Das weisse Porzellanfigurchen da drüben würde sie morgen wieder mit frischen Blumen schmücken, und wenn der Schmied mit dem braunen Schurzjell zu hämmern aufhörte, dann würde auch das Figürchen tot sein, so tot, wie das Nudelmannchen auf dem Gebäck.

Aus Welt und Leben.

Die Tätigkeit der Frauen im finnischen Landtag. 1905, mit der Einführung des demokratischen Landtagwahlrechts, wurde auch das Wahlrecht der Frauen beschlossen. Bei der ersten Wahl, 1907, gingen neben 642 000 Männern 707 000 Frauen zur Wahl, also gut ein Zehntel mehr. Gewählt wurden 19 weibliche Abgeordnete unter 200. Ihre Zahl stieg in den folgenden Wahlen bis auf 25 (1908), sank bis 14 (1911) und ist jetzt wieder 19. Davon sind 12 Sozialdemokratinnen, meist Arbeiterinnen, Dienstboten oder sonst Berufsstätige. Am bekanntesten ist Hilja Perjinen, eine frühere Lehrerin, die als sozialistische Kämpferin wie als Dichterin sehr geschätzt wird. Die Tätigkeit der Frauen erfolgt im Rahmen ihrer Fraktionen. Nur bei spezifisch weiblichen Angelegenheiten, in die kein Klasseninteresse hineinspielt, wirken alle in gleicher Richtung. Sonst, wie z. B. bei der Beratung des Verbots der Frauennachtarbeit, sind die Klasseninteressen entscheidend, ohne daß die bürgerlichen Vertreterinnen ihren „Schwestern“ mehr entgegenkommen, als ihre männlichen Klassen- und Parteigenossen. Auch bei der Einbringung der Anträge tritt diese Zweiteilung hervor. Die bürgerlichen Frauen bringen mehr Dinge zur Sprache, die das allgemeine weibliche Interesse oder das besondere der besitzenden Frauen berühren, während die Sozialdemokratinnen vorwiegend den Schutz der Arbeiterinnen betreiben. So legen die bürgerlichen Frauen Anträge vor auf: eheliche Gütertrennung; gleiches Erziehungsrecht von Mann und Frau; Zulassung der Frauen zu allen staatlichen Ämtern; Anerkennung des unehelichen Kindes und seine Zulassung zum vollen Erbrecht am väterlichen Vermögen u. a. Die sozialistischen Frauen beantragten: Mutterschaftsversicherung; Heime für verlassene Kinder und ledige Mütter auf Kosten des Staates; Schutzgesetz für Arbeiterinnen und Jugendliche im Gewerbe und Handel; Reform des Prostitutionsgesetzes; Wöchnerinnenfürsorge usw. — Im übrigen arbeiten die weiblichen Abgeordneten ebenso wie die übrigen in ihren Fraktionen mit.

Eine altpreussische Sittenpolizistin. Man denke nicht, daß die Sittenpolizistin allein eine Einrichtung fortgeschrittener Länder unserer Zeit sei. Sogar vor Traugott von Jagow gab es schon intelligente Polizeieinrichtungen. In einem Buch gesammelter Berliner geschriebener Zeitungen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. findet sich folgende Notiz: „Es ist hier ein gewisses Weib, so die dicke Schneiderin genannt wird, diese ist dazu bestellt, daß sie alles leichtfertige Gefindel auffuchen und in gute Gewahrhaftig muß bringen lassen, wie ihr dann zu ihrer Securité nicht allein eine Nacht ausgegeben wird, sondern sie verkleidet sich auch öfters in Manneshabit und hat sie schon innerhalb 8 Tage an die 100 Huren ins hiesige Spinnhaus geliefert. Dieses Weib ist vordem selbst unter einer Diebesbande gewesen, und hat sie wegen vielfältig verübten Diebstahls justifizierter werden sollen, da sie aber en cas (im Falle) sie Pardon erhalten sollte, versprochen die Stadt von allem diebischen Volke, weil sie es nun von anderen genau zu distinguiren wüßte, zu reinigen, weshalb man ihr nicht allein Pardon erteilt, sondern sie hat auch ihr Versprechen bisher wohl gehalten, gestalt man bei weitem nicht so viel von Diebereyen gehöret, als wohl vor dem, ehe sie dieses Metier getrieben. Sie ist aber in ihren Amtsgeschäften durch beygebracht Gist eines plötzlichen Todes gestorben.“

Warum Frauen nicht fliegen sollten. . . . Der englische Flieger W. C. Huds, der durch seine Sturzflüge in England schnell bekannt geworden ist, veröffentlicht in einer Londoner Wochenschrift eine launige Schilderung seiner Erfahrungen mit weiblichen Flug-

passagieren. Diese Erfahrungen sind im allgemeinen nicht sonderlich ermutigend gewesen, denn Huds gibt allen Frauen den Rat, sich nie um Flugvorbeeren zu bewerben. Es gibt gewiß wenige Ausnahmen, Frauen von fast männlichem Temperament, die in Augenblicken der Gefahr eine erstaunliche Geistesgegenwart zeigen; aber das sind Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Und die Regel heißt: Das Fliegen ist eine Tätigkeit, die dem weiblichen Naturell widerspricht. Zwar denken die Frauen meist schneller als der Mann, aber die schnellere Erkenntnis setzt sich nur in den wenigsten Fällen in richtiges Handeln um; fast immer folgt ein Augenblick der Fassungslosigkeit, instinktiv regt sich in der Frau der Wunsch, das gütige Schicksal möge nun einspringen, kurz, sie verliert leicht den Kopf. „Die Damen, die als Passagiere mit mir flogen, handeln fast immer so, wie die unüberlegte Willkür einer Paume es ihnen ein-gibt, lassen sich vom Zufall treiben, sind impulsiv: und ein Flieger darf nie impulsiv sein. In den meisten Fällen konnten sie zwar die Gefahr nicht, in der wir einige Male schwebten, als wir in ein Luftloch gerieten, sie lachten und fanden die plötzlichen Schwankungen der Maschine sehr komisch und amüsant; in den zwei oder drei Fällen aber, in denen die Dame die wirkliche Gefahr ahnte, verlor sie sofort den Kopf und klammerte sich an den nächstbesten Gegenstand, der in Reichweite ihrer Hände war, an. Wenn die Frauen eine Maschine allein steuern würden und in ein Luftloch lämen oder von einer Wö mitgerissen würden, dann wäre ganz gewiß ihr erster Impuls, das Steuerrad fahren zu lassen und sich verzweifelt irgendwo an der Maschine anzuklammern, in der Hoffnung, das Schicksal werde nun eingreifen und das Flugzeug wieder aufrichten. Wenn heute Unfälle von Frauenfliegern selten sind, so erklärt sich daraus, daß nur wirklich geistesgegenwärtige und männlich disponierte Frauen das Fliegen erlernen; aber wenn die Zahl der Schülerinnen, irgendeiner Modelanne gehörend, groß wird, dann werden wir viele Unglücksfälle erleben müssen.“ Sehr lustig erzählt Huds die Geschichte einer jungen Dame, die mit ihm fliegen wollte und nun mit einer koketten Automobilmütze am Flugplatz erschien, sich ihre Locken sorglich gekräuselt hatte und im Arme ihren Schoßhund hielt. Die hübsche junge Dame war nicht zu bewegen, die Mütze abzulegen und sich statt dessen einen derben Schal tüchtig um den Kopf zu wickeln, war beleidigt, als sie die Schutzbrille aufsehen sollte, war empört, als sie den Hund zurücklassen sollte: „Alle meine Rat schläge wurden abgelehnt. Und so nahm ich sie denn mit; wir blieben 20 Minuten in der Luft. Als wir landeten, mußte sie aus der Maschine gehoben werden, sie war halb erfroren, ihre Augen waren mit Blut unterlaufen, die so schön gekräuselten Locken ein wüstes Chaos, und der Hund zitterte ebenfalls vor Kälte. Sie wird wahrscheinlich nie wieder fliegen.“ Nein, die Frauen sollen nicht Aviatiker werden wollen; „und darin werden mir alle jene erfahrenen Automobilisten, die, wenn immer sie eine Dame am Steuer eines Autos aufsaugen sehen, vorsichtig ihren eigenen Wagen zum Halten bringen, ganz gewiß beistimmen.“

Gesundheitspflege.

Die Chokolade bei Entsekkungskuren. Auf eine merkwürdige Eigenschaft der Chokolade macht neuerdings Dr. Wilhelm Sternberg, der bekannte Berliner Diätetiker aufmerksam. Er hat gefunden, daß die Chokolade instande ist, den Appetit zu verderben, aus diesem Grunde empfiehlt er die Chokolade zu Entsekkungskuren, er hält sie aber nicht am Plage bei Mastkuren. Wenn ihm seine Mastkuren, zumal bei Frauen, nicht sofort den gewünschten Erfolg bringen, dann schöpft er den Verdacht, daß die Frauen zu viel Chokolade naschen. Die Beobachtung ist so regelmäßig bei Frauen, wie bei Männern die Erfahrung, daß die Appetitlosigkeit bei ihnen oft lediglich auf übertriebenem Genuß von tabakhaltigen Genussmitteln beruht. Eine Umfrage bei vielen in Chokoladefabriken beschäftigten Personen ergab übereinstimmend das Urteil, daß Chokolade jedenfalls nicht Appetit macht. Uebereinstimmend lautete das Urteil regelmäßig, daß Chokolade sättigt, d. h. den Appetit bei der regelmäßigen Mahlzeit verlegt. Es ergibt sich daraus die Lehre, daß es verkehrt ist, wenn namentlich unsere Frauen und Mädchen zuviel Chokolade, besonders zur Anzeit naschen.

Für Haus und Hof.

Wer einen Ausflug macht, versorge zuvor seine Haustiere, damit sie in der Zeit der Abwesenheit nicht Durst und Hunger leiden oder schuglos den brennenden Sonnenstrahlen, vielleicht auch einem Unwetter ausgesetzt sind.